

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



Für die Armen. Marmorgruppe von Georg Busch.

## Wo liegt das Glück?

Wo liegt das Glück? In Deiner Jugendzeit!  
Wie klingt und singt es aus den Kinderherzen!  
Dann kommt das Leben mit dem Gram und Leid  
Und untertaucht das Glück in tausend Schmerzen.

Wo liegt das Glück? In Deiner eignen Brust!  
Sei voll von Bruderlieb und Freundestreue!  
Und in Dein Herz strahlt Dir zurück voll Lust  
Ein goldner Sonnenschein und Himmelsbläue.

Wo liegt das Glück? An Deinem eignen Herd,  
In Müß und Arbeit für die teuren Lieben;  
Selbst die Entsagung wird Dir lieb und wert —  
Und flieht Dein Glück, hast Du es selbst vertrieben!

## Die Radlerin.

Roman von Heinrich Lee.

[Schluß.]

[Nachdruck verboten.]

„Ich schreibe an Tante, daß ich übermorgen zurückkommen würde,“ sagte Lena.

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Meta.

Lena war aufgestanden. „Ich bitte Dich, quäle mich nicht,“ sagte sie mit einem so tiefen, leisen Flehen in der Stimme, daß es auch härter gefotenen Menschen zu Herzen gehen mußte, „auch Siegfried soll mich nicht quälen. Ich bitte Euch darum. Ihr sollt mich auch nicht fragen. Ich will nur fort, ich will nach Hause. Mir ist bange — nach Tante und Onkel. Bloß fort sollt Ihr mich lassen.“

Wie ein Ausschrei rang es sich von ihren Lippen los. Als wäre sie verurteilt, wenn sie noch länger bliebe, unter diesem Dache zu ersticken — so angsterfüllt sah sie Meta an. Sie glich einem armen Tiere, das in der Falle saß und das verzweiflungsvoll zu einem Retter aufschah.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“ fragte Meta.

„Nichts! Frag' mich doch nicht!“

Meta sah ihre Schwester nur noch einmal betroffen an. „Ueberlege es Dir wenigstens noch einen Tag,“ sagte sie dann, „ich will Siegfried vorläufig davon noch nichts erzählen. Ich will jetzt auf die Bahn. Kommst Du mit?“

„Ich habe so wenig Lust,“ sagte Lena wieder zögernd. „Gut, dann fahr' ich allein!“



Anna mußte das Kostüm zusammenpacken. Es gab auf der Radbahn abgetheilte Räume, wo die Damen Gelegenheit hatten, sich unzufleiden. Meta wollte das Kostüm mit in den Wagen nehmen.

Vorher versenkte sie sich noch einmal in den Anblick der Steine. Von den Brillanten prüfte sie den Schliff, sie waren alle regelmäßig facettiert, jeder Stein zu zweiunddreißig Facetten — und reines Wasser. Die Saphiren waren rund und wenn Meta das Sonnenlicht darauf fallen ließ, ging ein sechsstrahliger Glanz von einigen darunter aus. Der Juwelier — sie interessierte sich auch sachlich für Jumelen — hatte sie einmal auf diese merkwürdige Eigenschaft guter Saphire aufmerksam gemacht.

Es war ein Schmuckstück von hohem Wert.

Natürlich paßte es zu einem derartigen Kostüm nicht, aber die Steine ließen sich ja anders fassen. —

Siegfried hatte lezt hin gute Geschäfte gemacht.

Jedenfalls war es von ihm eine große Artigkeit, sogar eine große Liebenswürdigkeit. Und er hatte sich nicht das Geringste merken lassen.

Er liebe sie noch. — —

Es war beinahe, als ob die Strahlen, die aus den Steinen leuchteten, in Metas Herzen etwas entzündeten und dort zum Schmelzen brachten.

Anna kam mit der Meldung, daß der Wagen warte. Vorsichtig folgte sie ihrer Herrin mit dem zusammengebundenen Pakete, legte dasselbe im Wagen auf den Rücksitz und setzte sich zu Karl auf den Bock.

Nachmittags um drei langte ein Rohrpostbrief an.

Meta lag etwas abgesspannt — das Strahlenfahren hatte sie ermüdet — in ihrem Zimmer auf dem Sofa. Das Fräulein brachte ihn ihr. Der Brief war von Siegfried. Er ließ sich zum Diner entschuldigen, weil ihn Geschäfte in Anspruch nahmen und er fügte hinzu, es solle niemand auf ihn warten, da er vor elf Uhr kaum zurück sein würde.

Meta hatte sich auf Siegfried gefreut. Das war ihr seit langem nicht passiert. Sie hätte sich vielleicht, wenn sie ihr ganzes Eheleben überblickte, nicht entsonnen, daß ihr das jemals geschehen war. Nun kam er nicht.

Ungeduldig stand sie auf . . .

Noch vor Tisch ließ sich Lena wenigstens zu einer Ausfahrt herbei. Meta hatte schon ihr eigenes Rad, man fuhr durch den Tiergarten und auf dem Rade verlor sich ihre ungünstige Stimmung. Sie war wieder sehr aufgelegt, sah, so gut es schon ging, nach rechts und links und freute sich darüber, wenn die Leute stehen blieben und ihr nachblickten. Lena mußte daran erinnern, daß, wenn sie nicht endlich nach Hause fahren wollten, die Dämmerung kommen würde und sie hatten keine Laternen mit.

„Du wirst noch bei uns bleiben,“ sagte Meta, als sie zu Hause angekommen waren und nachdem Karl, der in seiner Vielseitigkeit ein plötzliches Verständnis dafür entwickelte, die Räder in Sicherheit gebracht hatte.

„Sprich nicht davon, ich bitte Dich,“ erwiderte Lena.

Anna steckte dann die Lampen an.

Bei ihrem Scheine ging über Metas Gesicht ein eigenartiger, nicht mißbergnühter, aber doch geheimnisvoller Zug.

„Wie Du willst,“ jagte sie, „weder ich noch Siegfried werden Dich halten.“

Es schlug zehn. Es schlug halb elf.

Lena stand auf und packte ihre Arbeit zusammen. „Gute Nacht,“ jagte sie.

„Gute Nacht,“ erwiderte Meta. Sie legte Patience, unterbrach sich aber, als Lena ging und küßte sie noch zärtlicher als an früheren Abenden, wenn sie auseinander gingen, auf die Wange.

Dann war sie allein. — — —

Aus dem Entree drang ein Geräusch. Die Tür öffnete sich. Neubrink trat ein. „Du bist noch auf!“ sagte er, auf der Schwelle stehend bleibend. Der Vorwurf, der aus seinen Worten klang, war freundlich gemeint.

„Ich danke Dir herzlich,“ sprach Meta und sie streckte ihm die Hand entgegen.

Es war lange her, daß sie sich so gegenüberstanden.

„Du brauchst mir nicht zu danken,“ erwiderte er nach einer Pause, „es macht mir Freude, wenn ich Dir welche bereiten kann.“

Auf Metas Gesicht begann sich ein sonnenhaftes Lächeln zu entwickeln.

„Willst Du nicht wenigstens einen Kuß?“ fragte sie.

Und wenn jetzt Meta in die Augen ihres Mannes sah, so wahrte sie darin einen Glanz, der den ihrer neuen schönen Steine noch übertraf. Er sagte nichts mehr, sondern er zog seine Frau stumm an sich.

In diesem Abende geschah es, daß Herr und Frau Siegfried Neubrink zum zweiten Male ihre Hochzeit feierten. — — —

Rudolf war auf seinem Rade immer weiter nach Westen gekommen.

Dort lag Frankfurt . . .

Sie war in Berlin . . . und doch zog ihn etwas zu diesem Orte hin, etwas, das traurig und schön zugleich war. Etwas wie ein Heimatsgefühl.

In Frankfurt stieg er in einem ihm seit langer Zeit bekannten guten Hotel ab. Weil er in der Stadt ein paar Tage bleiben wollte, so hatte er an seinen Diener telegraphiert, daß er ihm Briefe und einen leichten Anzug schicken möchte. Der Hausdiener besorgte den Koffer auf sein Zimmer und Rudolf öffnete ihn sogleich.

Obenauf lagen einige Briefe. Sie waren inzwischen zu Hause für ihn angelangt und Müller hatte sie mit beigelegt. Zu unterst lag ein Koubert von bekanntem Aussehen, das Metas Handschrift trug. Rudolf hielt den Brief eine Zeitlang in der Hand und erwog, ob er ihn öffnen sollte. Er war ziemlich schwer und schien also inhaltreich zu sein. Endlich machte er ihn auf.

Der Brief lautete:

„Lieber Herr Moellendorf!

Ich richte diesen Brief aufs Geratewohl an Ihre hiesige Adresse. Ich denke mir, daß er Ihnen nachgeschickt werden wird und hoffe, daß Sie ihn möglichst bald erhalten.

Zuerst von mir. Ein bißchen interessiere ich Sie doch noch?

Siegfried und ich sind ausgeöhnt. „Ausgeöhnt“ ist wohl nicht das rechte Wort, aber ich denke erst nicht lange über den Ausdruck dafür nach. Entzweit sind wir ja niemals gewesen, ich brauche Ihnen über mein Verhältnis zu meinem Manne, wie Sie es kannten, ja auch nichts weiter zu sagen. Sie haben mit Ihrer Lebensflugheit auch wohl recht gehabt und wie Siegfried und mir — ich meine in einer Ehe die gegenseitige Entfremdung, ohne daß man eigentlich einen bestimmten Grund dafür angeben könnte, das Resultat vielleicht von tausend Winzigkeiten oder auch nur die Folge davon, daß man müßig geht . . . was weiß ich? — so geht es sehr wahrscheinlich auch vielen anderen Leuten.

Denken Sie bloß, was Siegfried auf meinen Wunsch getan hat. Er lernt Rad! Es fällt ihm furchtbar schwer und er klagt darüber, welche Anstrengungen es ihm mache. Er kommt mir doch dabei — ich sah ihn neulich üben — ein bißchen komisch vor. Wenn er ausgelernt hat, dann habe ich schon meine Pläne mit ihm. Wir werden ausfahren — zu Zweien, — wir werden so, auf leichten Gummireifen, Rad an Rad, durchs liebe Leben gleiten — und über die kleinen Steine, die auf dem Wege liegen, elastisch hinwegzurollen suchen.

Nun zu der Hauptsache.

Lena ist abgereist. Weder ich noch mein Mann konnte sie halten. Sie ist zurück nach Frankfurt. Sie sagte, sie hätte Sehnsucht nach Dunkel und Lante. Ich weiß es besser. Sie ist in Sie verliebt und erst Ihre Abreise, plötzlich und unbegründet, wie sie vor sich ging, hat sie darüber belehrt. Was Sie in die Flucht getrieben hat, kann ich mir nur denken. Lena — wenn sie überhaupt über diesen Punkt nachgedacht hat — konnte daraus nur entnehmen, daß sie Ihnen ganz gleichgültig war. Sie sind der erste Mann, für den sie gefühlt hat. Ich traue ihr zu, was mir fehlt — Leidenschaft. — Im Interesse ihres Glückes — denn das wünsche ich ihr natürlich — schreibe ich Ihnen dies. Es liegt also in Ihrer Hand, nicht nur meine Schwester, sondern auch sich selber glücklich zu machen.

Mein Rat ist nun folgender — vorausgesetzt, daß Sie noch immer ein vernünftiger Mensch sind.

Sie reisen, wo Sie dieser Brief auch erreichen mag, auf der Stelle nach Frankfurt, machen dort als Freund unseres Hauses bei Lenas Pflegeeltern — ich füge die Adresse unten bei — Besuch, meinethalben auch unter dem Vorwande, Lena von mir Grüße zu überbringen. Das Uebrige erledigen Sie dann selbst. Oder ziehen Sie meine Vermittelung vor.

Ich will nun darauf warten, recht bald von Ihnen etwas zu hören und verbleibe inzwischen mit den herzlichsten Grüßen Ihre aufrichtige Freundin  
Meta R.

Rudolf hielt den Brief noch immer in der Hand, bis der Kellner endlich kam und fragte, ob er an der Table d'hôte teilnehmen würde. „Ja,“ erwiderte Rudolf. Dann sann er lange nach. Er konnte nicht glauben, was Meta ihm von Lena schrieb. Sie mußte sich getäuscht haben, es war nicht anders möglich.

Nach dem Essen machte Rudolf einen Spaziergang durch die Zeil. Dort wohnte Lena. Ihre Pflegeeltern waren alte und gut-situierte Frankfurter und sie konnten sich deshalb nicht von dem hübschen alten Hause trennen. Rudolf hatte sich aus Metas Brief die Hausnummer wohl gemerkt. Das Haus lag auf der Trottoirseite, über die er eben ging. Nun kam er daran vorbei. Das schmucke Haustor war von alten schönen Renaissance-Bilastern eingerahmt. Es war geschlossen und zwei große, schwere, blankpolierte Messingringe hingen daran. Rudolf kam es wie beseeelt, befreundet vor. Am Ende der Straße kehrte er noch einmal um. Er ging jetzt auf die andere Seite hinüber. Seine Augen suchten, als er sich dem Hause wieder näherte, die Fensterreihe, hinter der Lenas Heim war. Ueber die ganze Front hin waren die Vor-



hänge zugezogen, auch die Tür zum Balkon war so verhängen. Hastig drückte Rudolf den Hut ins Gesicht, ging schnell, ohne noch einmal aufzusehen, an dem Hause vorüber und entfernte sich so.

Einen Teil des Nachmittags wandte er der Untersuchung seines Rades zu.

Seine ursprüngliche Absicht, einige Tage in Frankfurt zu bleiben, hatte er aufgegeben. Am nächsten Morgen wollte er weiter. Er hatte sich daran gewöhnt, die Pflege seines Rades selber zu besorgen. Nach und nach hatte er auch mit aller Genauigkeit den Mechanismus ergründet, wobei ihm seine Kenntnisse vom Polytchnikum zu Nuße kamen. Es hatten praktische Fertigkeiten in ihm geschlummert, die er bei sich nicht vermutet hatte und die erblichen Anlagen von seinem Vater und Großvater her brachen in ihm durch. Wenn er dann aber wieder daran dachte, wie er schon einmal entschlossen gewesen, zu Hause in der Fabrik die Leitung in die Hand zu nehmen, so trat immer von neuem die Frage vor ihn hin: „Arbeiten? Für wen?“ Er war der letzte seines Stammes. Was er besaß, was er noch schaffen würde — es kam, wenn seine Zeit dahin war, in fremde Hände. „Ein müßig Leben ist ein früher Tod.“ — Und so dachte er schon an den Tod.

Lena war nicht mehr in Berlin. Dann konnte er also ohne Scheu nach Berlin zurück — wenn er eben dazu Lust verspürte.

Nachdem sein Rad in Ordnung war, faltete er seine Karte auseinander. Er wollte durch die Pässe des Westerwaldes nach Westfalen.

Dort wollte er sich weiter entscheiden. Der Morgen, der am nächsten Tage anbrach, war heiter und windstill.

Der Hotel- und der Oberkellner standen, als sich Rudolf auf sein Rad schwang, vor der Haustür, um dem angenehmen Gast die Abschiedsbezeugungen zu erweisen.

Rudolf nickte ihnen noch einmal zu und fuhr davon. Sein Weg ging wieder gen Westen. Es war die

Wochenheime Landstraße, die ihn nun aufnahm. Links und rechts in den Gärten, welche die hübschen Häuser freundlich umsäumten, wucherte nun schon üppiges Grün.

Hinter Strauchwerk sprudelten weiße plätschernde Springbrunnen in die Höhe.

In großen, bunten Glaskugeln, die schon hochgewachsene, aber ihre Knospen noch verhüllende Lilienstaude umgaben, spiegelte sich funkelnd die Morgen-sonne und hier und da breitete sich auf einer von Marquisen und gelben Rollwänden geschützten Veranda weiß und einladend ein von den Hausgenossen behaglich besetzter Frühstückstisch aus.

Die Straße war noch wenig belebt.

Zuweilen flog an Rudolf ein Sportgenosse vorüber. Rudolf beeilte sich nicht sehr, er wollte nach seiner Gewohnheit auch seine Augen etwas genießen lassen.

Auch eine Dame kam an ihm vorbei. Ohne ihn anzusehen, wie es sich für wohlherzogene junge Damen unter solchen Umständen gehört, setzte sie sich vor ihm an die Spitze.

Plötzlich hatte Rudolf das Gefühl, als solle ihm im nächsten Augenblick das Herz zerspringen. Das Kleid der Dame, die vor ihm fuhr, war ihm bekannt.

Es war Lena. — — —

Rudolf fuhr hinter ihr her. Er gab sich keine Rechenschaft mehr über sich. Vor ihm schwebte der Engel seines Glückes, es war ein Traum.

Leise furrten die beiden Räder über die einsame Straße hin. Rudolf sah nichts mehr von dieser Straße, er sah nur die Gestalt vor sich, der jeder Schlag seines Herzens, jede Regung seiner Sinne galt, vor der die Welt um ihn versank.

Aber Lena fühlte, daß hinter ihr zwei Augen sie verschlangen.

Eine unwiderstehliche Gewalt nahm sie gefangen und zwang sie, hinter sich zu sehen.

In einem Bogen schoß sie auf die andere Seite der Straße, schnell wie ein Pfeil, und nun wandte sie sich nach dem Manne hinter ihr um.

Dann stieß sie einen Schreckensruf aus.

Rad und Reiterin sanken zur Erde.

„Lena!“

Es war ein zweiter Schreckensruf, der über die stille Landstraße klang.

Rudolf war abgesprungen.

Sein Rad lehnte an einem Baum.

Er beugte sich über sie.

„Lassen Sie mich,“ sagte sie klagend.

Aber Rudolf zog sie empor.

Er ließ sie aus seinen Armen nicht mehr los und Lena sträubte sich nicht mehr.

Sie hatte sich nicht verletzt. Nur das Rad hatte Schaden genommen.

Es war gegen einen Prellstein geraten und beim Fall hatte sich die Gabel verbogen, so daß der andere Reifen nicht mehr richtig gehen wollte. — Die Räder an der

Hand, so gingen sie weiter auf dem schattenlosen Wege, von der Sonne des Frühlings bestrahlt, neben einander.

Dann bogen sie in eine Kastanienallee ein. Aus der

blauen Luft

fiel ein leichter weißer Regen, die Bäume schüttelten ihre Blüten auf das Paar herab, daß die Erde wie ein Teppich aussah, auf dem sie beide wandelten.

So ging Lena neben Rudolf hin und auf ihrem verklärten Gesichte lag die Weihe der Braut . . .

\* \* \*

Nach der Hochzeitsreise, deren Ziel ein stiller Ort im Schwarzwalde war und von der sie im Herbst nach Berlin zurückkehrten, übernahm Rudolf die Leitung der Fabrik.

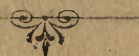
In der geregelten Tätigkeit lernte er das Leben erst recht schätzen und es kam ihm zum Bewußtsein, daß nur in der Arbeit allein Zufriedenheit zu finden sei. Er wußte ja jetzt, für wen er arbeitete und sorgte und so erschien ihm sein früheres Leben wie ein Traum, der nun zu seinem Glück für immer vorüber war.

Am schönen Nachmittagen beurlaubte Rudolf sich zuweilen, dann machte er mit seiner glücklichen jungen Frau — Neubrinks schlossen sich gewöhnlich an — heitere Ausflüge zu Rad nach Wannsee oder Tegel oder auch nach Grinow und alle vier empfanden dabei immer für ihr Fahrzeug ein Gefühl der Dankbarkeit.

Sie hatten diesem Dinge ihr Glück oder doch wenigstens ihre Zufriedenheit zu danken.



Eine „Parade aller Nationen“ in Coney Island.





# Die Geisterkutsche.

Novellette von A. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Herren saßen nach einem gemüthlichen Familiendiner im Rauchzimmer.

„Aber das ist doch wohl nicht möglich, lieber Freund, — das ist doch wohl nicht möglich!“ Der Baron rüchte ein wenig zur Seite, erschreckt und verblüfft. Gleich darauf trat das gewohnte behagliche Lächeln auf sein offenes, frisches Gesicht.

Der Angeredete, ein bekannter Arzt, und dem Hause des Barons eng verbunden, nickte dreimal mit einem starren, kalten Ernst. „Es ist ja! Ich glaube an Geister.“

„Geheimrat.“

„An böswillige, schädliche, schändliche Geister.“

„Davon haben Sie ja noch nie gesprochen.“

„Weil ich noch nicht danach gefragt worden bin!“

„Sie, der aufgeklärteste Mann des Jahrhunderts, Mediziner, Psycho-  
loge —“

„Trotz alledem!“

„Aber dafür müssen Sie mir eine Erklärung geben, eine ausbündige, stichhaltige Erklärung, hören Sie, Doktor?“ Der Baron wagte es immer noch nicht, seinen früheren Platz einzunehmen.

Der Arzt zündete sich eine frische Zigarre an. Nach einem eigentümlichen Schweigen, während dessen in der Seele des alten Mannes ein geheimer Kampf sich abspielen mochte, begann er mit einer tiefen, selt-samen Stimme zu erzählen: „Das ist nun alles lange her, ein Dezennium und länger. Die ganze Sache lag in einem Winkel meines Herzens begraben, dort, wo die traurigen Geheimnisse unseres Lebens ruhen, wissen Sie. Aber heute ist jene Erinnerung, jener elende Spuk aus Licht gestiegen.“ Er legte die Zigarre nieder und blickte seinen Gefährten aus klaren, blauen, vom Alter gebleichten Augen an. „Die Gräfin M. ist tot.“ sagte er dann fest, laut und sehr sicher, mit einem gewissen zitternden Triumph im Klang seiner Stimme.

Der Baron sprang auf, drehte sich einmal um sich selbst, als habe ihn ein Schuß getroffen, und setzte sich dann fassungslos.

„Die schöne Cölestine! Tot!“ stammelte er erleidend. „Aber ich habe sie noch vorgestern auf dem Ball der Landtschaft getroffen —“

„Ganz recht. Sie trug den berühmten Perleenschmuck ihrer Vorgängerin und weiße Seide. In diesem Anzuge besuchte sie auch gestern ein Fest und stürzte sich gegen Morgen nach der Heimkehr aus einem Fenster von Schloß M. Ich selber habe sie gesehen. Die Perlen, ihr weißes Kleid und das schwarze Haar waren rot von Blut. Man hat sie an derselben Stelle gefunden, wo, hm —, am Todestage der verstorbenen Gräfin —“

„Doktor! Ein gräßlicher Zusammenhang muß bestehen zwischen dem Schicksal dieser beiden Frauen —“

„Gräfin Cölestine lag zerschmettert auf derselben Stelle, wo in der Sterbestunde ihrer Vorgängerin die Geisterkutsche hielt.“

Der Baron blühte sich schon um. Von neuem stiegen ihm Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit seines Gastes auf.

Der Arzt sprach weiter, mit gesenkten Lidern, jetzt ohne den Triumph in der Stimme.

„Ich habe die erste Gräfin M. schon in ihren Kinderjahren gekannt. Sie war das sanfteste Geschöpf, dem ich je begegnet bin, von einer zarten, elfenhaften Schönheit. Die Adern schimmerten wie ein Netz durch die Haut und ihre Augen hätten, mein ich, im Finstern leuchten müssen. Ihr Herz zeigte sich schwach und zerbrechlich, keinen Stürmen gewachsen. Eigentlich hätte sie niemals heiraten dürfen, aber seit sie als siebzehnjähriges Mädchen den Grafen M. kennen gelernt, hatte sie sich derartig fanatisiert für diesen schönen Don Juan, der wohl hauptsächlich um ihr unermeßliches Vermögen warb, daß es einem Todesurteil für die arme Marie gleich gekommen wäre, wenn ich die in Aussicht genommene Vermählung verhindert hätte. Und wie es häufig vorkommt bei derartigen Leiden, die jeder ärztlichen Vorhersage zu spotten scheinen, die junge Frau blühte auf, eine leichte Röthe belebte ihr holdes Gesicht, und das Herzleiden machte keine weiteren Fortschritte. Sie durfte sogar gefellig leben, hierin den Wünschen ihres Mannes folgend, den sie anbetete, und der seine Leidenschaften zu unterdrücken schien, seit er diesen Schatz zur Seite hatte.“

Der Baron konnte sich nicht enthalten, ein wenig boshaft zu lächeln. „Gehabt scheinen Sie die junge Gräfin nicht zu haben, Geheimrat,“ warf er ein.

„Ich hätte bereitwilligst mein Leben gegeben, um das ihre zu retten! Sie glich in ihrer sanften Anmut meiner verstorbenen Tochter, dem einzigen Kinde, das ich je besessen, und wurde nicht müde, mit mir von dem verklärten Liebling zu sprechen. Sie hatte allerlei kleine Unvollkommenheiten in die Ehe hinübergenommen, die sie nur reizender machten. Sie blieb scheu, furchtsam, verschüchtert, und konnte sich von einem blinden Aberglauben nicht losreißen. Sie stöberte gern in alten Chroniken und muß auf diese Weise auch von einer gespenstischen Erscheinung Kenntnis erhalten haben, welche sich den Bewohnern von Schloß M. von Zeit zu Zeit zeigen sollte, von der Geisterkutsche.“

„Von was für einer Kutsche, Doktor?“

„Von der Geisterkutsche. Sobald dem gräßlichen Geschlecht M. ein Todesfall bevorsteht, soll in der Nacht vor dem Hauptportal des einsam gelegenen Schlosses eine offene Kalesche vorrollen, — unhörbar, gespenstisch. Die schwarzen Pferde, mit welchen sie bespannt ist, zeigen sich durch ein helles Wiehern an, im Fond erhebt sich eine weiße Gestalt, winkt dreimal, — und fort jagt die Kutsche, ohne daß man auch nur einen Laut vernimmt.“

„Aber das ist ja Wahnsinn, Doktor!“

„Werden Sie das weiter behaupten, wenn ich Ihnen durch einen Eid bekräftige, daß ich selber die Kutsche mit meinen Augen gesehen habe?“

Der Baron schüttelte unmutig den Kopf, — sein alter Freund fuhr

fort: „Im fünften Jahre ihrer Ehe begann Gräfin Maria zu kränkeln, aus einer geheimnißvollen Ursache, die sie mir und jedermann verbarg. Eine fürchterliche Angst prägte sich in ihren Zügen aus, und als sie zum Liegen kam, bat sie mich, zu erlauben, daß sie ihr großes, düsteres Schlafzimmer mit einem heiteren gelben Salon vertauschen dürfe, dessen Fenster über dem Schloßportal gelegen waren. Ich hatte kein Arg und freute mich ihrer Ueberjiedelung in den sonnigen, hellen Raum. Durch einen Zufall kam ich auch hinter den Grund ihrer Krankheit. Sie litt an einer qualvollen Eifersucht, in Folge des häufigen Zusammenseins des Grafen mit einer schönen Abenteuerin, die seit kurzem in der Gegend aufgetaucht war und durch ihren Luxus und ihre Exzentricitäten viel von sich reden machte. Inzueinem sagte man ihr eine böse Vergangenheit und enorme Schulden nach. Sie nannte sich Marquise v. L. und hatte einen reizenden Landsitz, nicht fern von Schloß M. gepachtet. Die häufige Abwesenheit des Grafen von seiner Häuslichkeit brachte man mit der schönen Frau in Verbindung, die in der That faszinierend wirkte durch ihre herrliche Gestalt, die feurigen Augen und das blühende Raubtiergebiß.“

„Cölestine v. L.“ stammelte der Baron und schob finster die Brauen zusammen.

„Mehrere Monate waren verstrichen, — das arme, kranke Herz der kleinen Gräfin zuckte und zitterte wie das eines geängstigten Vögelchens, — sie schwand dahin gleich einem Schatten. Ihr Gatte behandelte sie nicht roh und gleichgiltig, er widmete ihr manche Stunde, aber Marias feines Empfinden spürte, daß etwas anders geworden sei, sie fühlte, daß der leidenschaftlich Geliebte mit seinen Gedanken fern von ihr weilte, wenngleich er an ihrem Lager saß. Gegen das Leid, das ihr Herz brach, gab es kein medizinisches Präparat.“

„Da wurde ich eines Nachts durch den Reitknecht des Grafen herausgelingelt. Der Fuchs, den ich für die Besuche bei meiner ländlichen Klientel zu benutzen pflegte, war rasch gefaselt und mit dem Sturmwind um die Wette jagten wir über die Heide. Schloß M. lag da gleich einer phantastischen Burg, lange Epheuranken wehten gespenstisch von Söllern und Erfern wie Trauerfahnen, und die Fenster blinkten im Mondlicht. Die Ahnung von etwas Schauerlichem wollte mich beschleichen.“

„Ich fand die Gräfin in einem mir unerklärlichen Zustand, in Schweiß gebadet, zitternd und mit Tränen in den Augen. „Doktor,“ flüsterte sie mir zu, „ich weiß nicht, ob es ein Traum war oder eine Hallucination, aber ich habe die Geisterkutsche gesehen, — sie ist gekommen, mich zu holen, fort von Edgar, dahin, wo man auf ewig ver-schwindet!“

„Und sie schluchzte herzerreißend. Ich verwünschte innerlich den gelben Salon mit seiner Lage über dem unheimlichen Portal. „Aber es ist ja erst jetzt netto Geisterstunde,“ sagte ich unter einem Versuch zu scherzen auf die Kaminuhr weisend, die in diesem Augenblick mit einer besonders hellen Stimme die zwölfte Stunde auszurufen begann. Als der Klang verstummt war, ertönte ein durchdringendes Wiehern vor dem nur für festliche Gelegenheiten reservierten Hauptportal, und ehe ich es hindern konnte, war Gräfin Maria aus dem Bett gesprungen und aus Fenster geeilt. Sie tat einen gellenden, markdurchdringenden Schrei! Mit ihr erblickte ich durch die bis zur Erde reichende Scheibe eine offene Kalesche, mit Klappen bespannt. Eine weiße Gestalt erhob sich im Fond, winkte dreimal zu unserem Fenster herauf, dann stob das unheimliche Gefährt davon, ohne Fußgeklapper, ohne Rädergeroll.“

„Gräfin Maria sank in meine Arme, Dienerinnen eilten herbei, man holte den Grafen aus seinem Zimmer. „Ich muß sterben!“ wiederholte die Unglückliche fortwährend, mit riesigen Pupillen ihren Gatten anstarrend. Die unnatürliche Erregung über den unerklärlichen Vorgang zog ihr einen Herzkrampf zu. Ehe es noch eins schlug, war sie tot!“

Der alte Mann senkte den Kopf. Er seufzte tief und schwer. Dann sprach er leise weiter: „Der Graf gab sich einem Schmerz hin, unter dessen Heftigkeit ich das böse Gewissen ahnte. In mir hatte sich ein Verdacht erhoben, der immer stärker wuchs und mir unabweislich erschien, als nach Ablauf von anderthalb Jahren der Graf sich ganz plötzlich im Auslande mit jener Schönheit Cölestine vermählte, die seit der Wittentrauer M.'s aus hiesiger Gegend verschwunden gewesen war. Nichts in der Welt könnte mir die Gewißheit umstoßen, daß jene Glende, bekannt mit Gräfin Marias abergläubischer Furchtsamkeit, eine schändliche Komödie in Szene gesetzt, und selber aus jener Geisterkalesche hervorgezwinkt hat, um den Tod ihrer Nebenbuhlerin zu beschleunigen, nach deren Namen und Vermögen es sie längst gelüftete. Die Pferdehufe mochten mit Dämpfern, die Wagenräder mit Gummireifen versehen gewesen sein. Eine Mörderin war jene schöne Frau und niemand auf Erden konnte sie richten!“ Die Stimme des alten Mannes nahm wieder jenen ehernen Klang an, mit welchem er zuerst von dem Ende der Unseligen berichtet hatte. „Nun hat sie selber Gericht gehalten über ihre finstere That!“

Der Baron atmete schwer. „Gräfin Cölestine galt für eine glückliche, beneidenswerte Frau, ihre Schönheit leuchtete förmlisch —, Schloß M. hallte von Festen wieder!“

Der Arzt faltete seine Hände. „Wer blickt in die Seelen? Wer sagt uns, durch welche heimliche Folter die Verbrecherin dazu getrieben wurde, ihre Schuld dort zu sühnen, an eben der Stelle, wo diese Schuld begann?“

Die beiden Männer schwiegen lange. Dann sagte der ältere, der Arzt: „Und nun werden Sie mich nicht länger für unzurechnungsfähig halten, lieber Freund, wenn ich Ihnen noch einmal erkläre, daß ich fest an böse, schädliche und schändliche Geister glaube, freilich nicht an die zurückkehrenden Seelen unserer stillen Toten, sondern an unheilstiftende, in ihrer Bosheit auch das Heiligste mißachtende Geister unter den Lebenden! Sie sind die wahren, schreckenden Gespenster, vor denen wir uns schützen sollen, die ihr Wesen in lichtlosen Stunden treiben, die unser Inneres mit Grauen erfüllen, die darauf ausgehen, Glück zu zertreten —“





Eine Frage. Nach dem Gemälde von M. Volkhart. [Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.]



Nachdem die Bewohner des kleinen Ortes den Nortonschen Wagen vor dem Amtshause hatten halten sehen, beeilten sich die Honorationen von Dura, Frau Carlton ihren Besuch zu machen. Nora indeß nahm keine der ihr fremden Damen an, sehr zum Erstaunen der alten Brigitte, die der Ansicht war, Frau Carlton dürfe Gott danken, wenn man sie aufsuche.

Die einzige, bei der Nora eine Ausnahme machte, war die kleine Pfarrfrau; Frau Dalton kam in Begleitung ihres ältesten Töchterchens, welches gerade so alt war wie Yella, und die lebenswürdige Art und Weise, wie die kleine Frau sich einführte, gewann ihr sofort das Herz der Vereinsanten.

„Ich freue mich so darüber, endlich Nachbarschaft zu bekommen, Frau Carlton,“ sagte sie strahlenden Blickes; „als Hausfrau und Mutter von acht Kindern habe ich keine Zeit für formelle Besuche, aber wenn ich ab und zu ein Stündchen mit Ihnen plaudern dürfte, würde es mir so gut tun — nicht wahr, wir werden uns öfter sehen? Mein Mann kommt auch nächstens, und für meine kleine Mary hier ist mir Ihre Yella eine längst ersehnte Gesellschaft — sie verwildert mir zu sehr mit ihren drei älteren Brüdern, die gar nicht einsehen wollen, daß sie jetzt zu groß ist, um noch auf Bäume zu klettern.“

Was konnte Nora diesem lebenswürdigen Entgegenkommen gegenüber anders tun, als mit feuchten Augen zu versprechen, sie wolle gute Nachbarschaft halten. Der Geistliche kam auch sehr bald und wie wohlthuend berührte sie sein frisches, natürliches Wesen und sein völliger Mangel an „Herablassung“ im Vergleich zu Tom Nortons prophanem Gebahren. —

Die Gallers trafen etwa vier Wochen später in Dura ein; Susanne hatte Nora schriftlich gebeten, ihr Auskunft über die Lebensmittelpreise des Ortes zu geben, ihr eine Arbeitsfrau für die Vormittage zu besorgen und für die Stunde ihres Eintreffens in Dura einen kräftigen Mann auf den Bahnhof zu bestellen, damit er ihres Bruders Rollstuhl schiebe.

Nora tat, was in ihren Kräften stand und zu der bezeichneten Stunde begab sie sich mit Yella auf den kleinen Bahnhof. Sie sah Hubert Gallers Blick aufleuchten, als er Yella gewahrte, aber der jungen Frau tat es bitter weh, die totale Hilflosigkeit des Kranken zu beobachten — gleich einem wertvollen und zerbrechlichen Gefäßstück wurde er aus dem Wagen gehoben und in seinen Rollstuhl gesetzt. Nora wußte es selbst kaum, daß ihr die Augen voller Tränen standen und tief erschüttert wandte sie sich ab, als Gallers, ihre dargebotene Hand fassend, bittend flüsterte: „Sehen Sie nicht so traurig und bekümmert aus, Frau Carlton — es wird mir ohnehin schwer genug, meine Fassung zu behaupten.“ —

Inzwischen hatte Frau Gallers und ihre Tochter für das Gepäck gesorgt und während Yella, neben dem Rollstuhl herschreitend, den Kranken durch ihr Geplauder von sich selbst und seinem traurigen Zustande abzog, setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Da der Weg zum Glück nicht durch den Ort führte, gelangten die Neuankömmlinge fast unbemerkt ins Haus; Nora hatte einen Blumenstrauß ins Wohnzimmer gestellt, den Tisch gedeckt und für Tee gesorgt — eine Aufmerksamkeit, die von den Gallers sehr dankbar empfunden wurde. Auch die Arbeitsfrau war zur Stelle und so konnte alles Nötige rasch erledigt werden. Das hohe, geräumige Wohnzimmer sollte dem Kranken zum ständigen Aufenthalt dienen und als Hubert den Blick rings umher gleiten ließ, meinte er mit wehmütigem Lächeln: „Nun, es ist wenigstens ein hübsches, lustiges Gefängnis.“

„O Hubert,“ sagte die Mutter halb schluchzend, „so solltest Du doch nicht sprechen! Bedenke doch, es ist Gottes Wille, daß Du leiden mußt und dieser Gedanke muß es Dir doch sehr erleichtern.“

„Nein, Mutter — verlange das nicht,“ rief der Kranke bitter, „einstweilen kann ich mich nicht zu dieser Auffassung aufschwingen, ich —“

„Sieh nur, Onkel Hubert — dort fährt Onkel Tom vorüber,“ unterbrach Yella den Sprecher, „hast Du den schönen Wagen bemerkt und die stattlichen Pferde?“

„Ja, Yella,“ nickte Hubert lächelnd und Nora dankte Gott, daß das Kind die traurigen Gedanken des Kranken in andere Bahnen gelenkt hatte. —

Etwa drei Wochen nach der Uebersiedlung der Familie Gallers nach Dura kam Herr Bold in Begleitung seiner beiden unverheirateten Schwestern zu Tochter und Schwiegerjohn zu Besuch. Ungeachtet seines großen, selbst erworbenen Vermögens war Herr Bold sehr einfach in seiner Lebensweise geblieben — die Hälfte seines Einkommens opferte er wohlthätigen Zwecken und die Lebensführung der Nortons hatte durchaus nicht seinen Beifall. So hatten die Geschwister es verschmäht, den Nortonschen Wagen, der sie an der Bahnstation erwartete, zu benutzen, — wir können gottlob noch zu

Fuß gehen, hatte Fräulein Laura Bold gesagt und der Bruder hatte dem Kutscher aufgetragen, nur das Gepäck mitzunehmen — sie würden langsam nachkommen.

Langsam am Amtshause vorbeigehend, bemerkte Fräulein Martha, Tom sei viel zu splendid gegen die Gallers und die Carltons gewesen — solche Leute müßten Gott danken, wenn sie ein einziges Zimmer hätten, aber Tom wollte stets hoch hinaus.

Sowohl in der Gallerschen Wohnung wie auf der von Carltons bewohnten Seite des Hauses waren sämtliche Fenster geöffnet und man konnte drinnen in den Zimmern jedes Wort hören, welches die Geschwister wechselten — jetzt sagte Herr Bold: „In bezug auf die Carltons hast Du schon recht, Martha — für sie wäre die kleinste Kammer mehr, als sie verdient haben, was aber den armen Gallers trifft, so gönnte ich es ihm, daß er eine nette Wohnung hat — der brave Kerl tut mir von Herzen leid!“ —

Und der „brave arme Kerl“ biß die Zähne zusammen und murmelte vor sich hin: „Gott — Gott — warum hast Du mich nicht lieber gleich sterben lassen?“

Herr Norton hatte seine Gattin gebeten, während der Anwesenheit ihres Vaters und ihrer Tanten die täglichen Mahlzeiten etwas einfacher zu gestalten und auch selbst weniger glänzende Toilette zu machen. Frau Carlton hatte den Gatten erstaunt angeblickt und dann ruhig gesagt: „Ich wüßte nicht, weshalb ich das tun sollte, Tom — es geht alles seinen Gang weiter.“

„Aber Du weißt doch, daß Dein Vater den Luxus nicht liebt,“ stotterte der Bankier.

„Nah — in seinem eigenen Hause richtet er es nach seinem Gefallen ein und hier nimmt er es, wie er es findet! Er hätte höchstens Einwendungen zu machen, wenn wir über unsere Verhältnisse lebten, Tom, und da dies doch wohl kaum der Fall ist, wie —?“

„Behüte Gott, Clara.“

„Nun gut, so bleibt alles beim alten.“

Infolgedessen hatten Tante Martha und Tante Laura beim Diner Gelegenheit, einander verzweifelnde Blicke zuzumerfen; nicht nur, daß das Menu auserlesen war, wie nur möglich, und selbst Herr Bold ein Wort von Verschwendung fallen ließ, sondern Frau Clara erschien in einer Toilette, die so „ballmäzig“ ausgeschnitten war, daß die alten Tanten schamrot wurden und froh waren, als die Tafel aufgehoben ward.

Herr Bold nahm Gelegenheit, dem Schwiegerjohn seinen Dank für die Fürsorge für Gallers auszudrücken, aber Tom Norton sagte abwehrend: „Nicht der Rede wert, Schwiegervater — ich bin froh, daß ich Ihnen eine kleine Sorge abnehmen konnte,“ und so begnügte Herr Bold sich damit, schmunzelnd zu sagen: „Ich werde es mir merken, Tom, und es soll Ihr Schaden nicht sein, daß Sie so human denken.“

Mit der Zeit begann Nora äußerlich sich zu beruhigen, und wenn es auch noch zahllose Stunden gab, in welchen sie mit heißen Tränen der Vergangenheit gedachte, so zeigte sie doch der Außenwelt eine gleichmäßige, gelassene Miene. Durch Susanne Gallers, die von jeher darauf angewiesen gewesen war, mit geringen Mitteln zu wirtschaften, lernte auch die junge Frau sich ihren jetzigen Verhältnissen entsprechend einrichten und das große Geheimnis, daß es beglückender ist, unter sich zu schauen, als über sich, enthüllte sich auch ihr allmählich.

Auch Yellas Unterricht ward in weit systematischere Bahnen gelenkt, als es anfänglich möglich erschienen war; der Pfarrer hatte Nora vorgestellt, daß es sowohl Yella wie seine Kinder fördern werde, wenn die Kleine dem Unterricht, den er in Geographie, Geschichte und Rechnen erteilte, beimohnte.

Hubert Gallers übernahm es, Yella in Literatur und Musik zu unterweisen und so blieb nur der Unterricht in den Sprachen, den Nora übernahm und an dem sich auch Mary Dalton und ihre Brüder beteiligten.

Tätigkeit ist ja die beste Arznei gegenummer und Trübsal, und die Wahrheit dieses alten Sages bewährte sich auch in diesem Falle.

Im Oktober war das Nortonsche Haus voll illustrier Gäste, der Bankier sowohl wie seine Gattin waren längst darüber einig, daß er einen Sitz im Parlament anstreben müsse, und um hierfür die Pfade zu ebnen, übten sie Gastfreundschaft im großen Stil. Tom Norton gönnte sich einen achtstägigen Urlaub, um sich seinen Gästen, einigen Edelmannsfamilien von Bedeutung, widmen zu können und alles war eitel Freude und Herrlichkeit.

Nach Verlauf der acht Tage fuhr er wieder einmal nach London. — „Ich muß doch sehen, ob mein Geschäft noch steht,“ hatte er scherzend geäußert und sich für den Abend das Kupee an den Bahnhof bestellt.

Zu Frau Claras Bestreben kam der Wagen leer zurück und



auf ihre hastige Frage erwiderte der Groom, der Herr komme zu Fuß nach. Im Diensthofzimmer erzählte der Bursch später, der Herr sei mit einem sehr finsternen Gesicht aus dem Wagen gestiegen — offenbar sei ihm etwas „quer“ gegangen.

Wer Tom Nortons Miene gewahrte, als er jetzt in das Altstückerhaus trat und die alte Brigitte fragte, ob Frau Carlton daheim sei, hätte dem Groom unbedingt beigeplüschet. In das Wohnzimmer gehend, fand er Nora und Yella beim Tee; er begrüßte Mutter und Tochter kurz und sagte dann lebhaft: „Nora — schicke die Kleine hinaus — ich habe mit Dir zu sprechen!“

Nora blickte fast bestürzt auf den Vetter, doch fragte sie nicht weiter, sondern sagte nur gelassen: „Yella — gehe noch ein Weilchen in den Garten,“ worauf die Kleine, die es beschämend fand, fortgeschickt zu werden, sich hastig entfernte.

„So, Tom — nun sprich — gibt es Schlimmes für mich zu hören,“ fragte Nora erregt.

„Nur Geduld, Nora — alles nach und nach! Habe ich nicht mein möglichstes getan, um Eure schlimme Lage zu erleichtern, sprich?“

„Wer bestreitet das, Tom?“

„Niemand — ich wollte es nur noch einmal von Dir hören, bevor ich Dich fragte, ob Doktor Tracy in Deinem Auftrage so albern vorgeht? Sage nur ja oder nein, Nora — mehr ist nicht nötig.“

„Ich weiß nicht, wovon Du sprichst,“ sagte Nora bestürzt und dann fiel ihr ein, was Doktor Tracy sich vorgenommen hatte und Norton sah an ihrem Gesicht, daß sie wußte, worauf er hinielte.

„Aha — Du brauchst kein Wort zu sprechen — ich weiß schon Bescheid,“ rief er erboht, „er tut es also mit Deiner Einwilligung?“

„Wenn Du von Doktor Tracys Bemühen, Guys Andenken zu reinigen, sprichst, allerdings, Tom — wollte Gott, ich könnte ihn in seinen edelherzigen Bestrebungen fördern!“

„Also wirklich? Anstatt Gott zu danken, daß allmählich Gras über die Geschichte wächst, rühret Ihr sie nochmals auf!“

„Und inwiefern berührt das Dich, Tom?“ fragte Nora, den Vetter scharf anblickend.

„Wich?“ wiederholte Norton verwirrt, „mich?“

„Zawohl — Dich, Tom? Du bist nicht Direktor, trugst keine Verantwortlichkeit, hast, wie Du mir sagtest, selbst Kapital bei der Bank verloren, folglich kann es ich doch nicht angehen, wenn Doktor Tracy tut, was er für recht hält?“

Norton lachte laut und zornig auf.

„Ich glaube, ein Elefant lernt eher Seiltanzen, als daß eine Frau Verständnis für Geschäfte und Geschäftsverbindungen erlangt,“ brummte er dann vor sich hin; „wenn die Angelegenheit auch mich direkt nicht berührt, so berührt sie doch meine Freunde.“

„Ah — und jener Hart — zählt er auch zu Deinen Freunden?“

„Gewiß — er ist mein Freund und außerdem ein braver, guter Mensch, wenn Du auch ein ungerechtes Vorurteil gegen ihn hast!“

„Unter diesen Umständen ist es allerdings besser, wenn ich mit meiner Meinung über ihn zurückhalte,“ entgegnete Nora mit fliegender Brust, „o, daß ich ein Mann wäre und ihn vernichten könnte!“

„Um — das sind ja recht christliche Gesinnungen, Nora,“ warf Norton in gezwungen leichtem Tone hin, während er im innersten Herzen Furcht empfand. „Aber lassen wir Hart beiseite,“ fuhr er dann mit anerkennenswerter Selbstbeherrschung fort; „ich mußte mit Dir über Tracys Vorgehen reden und ich kann Dir nur nochmals und wohlmeinend raten, die Sache ruhen zu lassen. Je eher die böse Geschichte vergessen wird, um so besser wird es für Dich und Yella sein und nur um Euretwillen rate ich Dir ab. — Na, für heute Adieu — hoffentlich vertragen wir uns das nächste Mal besser.“ — — —

Am nächsten Tage erschien Doktor Tracy im Altstückerhause und Nora bemerkte sofort, daß er lebhaft erregt war.

„Ja,“ erwiderte er auf ihre diesbezügliche Frage, während er Yellas Hand streichelte, „ich bin auch erregt, denn morgen findet infolge meiner Maßnahmen eine Gerichtsverhandlung statt. Hart ist gestern behördlich verhaftet worden und dann hat man ihn gegen Bürgschaft entlassen — schade, daß man ihn nicht wenigstens bis morgen gefangen setzte — es wäre dem Kerl so heilsam gewesen. Und wer für Hart gebürgt hat, werden Sie leicht erraten, wie — Frau Carlton?“

„Doch nicht — Norton?“

„Ganz recht — Tom Norton — o, Sie sollen sehen, wir kommen noch hinter ihre Schliche!“

„Und was sagen die Advokaten?“ rief Nora mit versagender Stimme.

„Ach — leider sind diese Herren nicht eben sanguinisch,“ sagte der Doktor seufzend und dann setzte er ihr auseinander, daß die einzige Möglichkeit, Klarheit in die Sache zu bringen, in der Herbeischaßung der fehlenden Geschäftsbücher liege. Niemand konnte behaupten, daß Carlton die Bücher beiseite geschafft habe, aber da sie zugleich mit ihm verschwunden waren, lag keine Wahrscheinlich-

keit vor, die Behauptung Harts, der Maler habe die Bücher zerstört, um die Beweise für seine Schuld zu vernichten, entkräften zu können. — — —

Auch als Doktor Tracy der Familie Haller seinen Besuch abstattete, ward die morgige Verhandlung besprochen und Hubert Haller sagte seufzend: „Wie beneide ich Sie, Doktor — Sie können doch wenigstens einen Versuch machen, um den Namen unseres armen Freundes zu retten, während ich wie ein Klotz hier sitze und untätig bleiben muß.“

„Seien Sie nicht ungerade gegen sich selbst, Haller,“ mahnte der Arzt mit feuchten Augen; „bei all Ihrer Hilflosigkeit waren Sie der erste, der mit seiner Ueberzeugung und mit seiner Feder für Carlton eintrat.“

„Ja — aber ich habe leider nichts erreicht.“

„Ach — ich bin ziemlich sicher darüber, daß auch die Verhandlung morgen kein direktes Resultat haben wird,“ bemerkte Doktor Tracy, „aber ich will schon zufrieden sein, wenn sie das Publikum aufrüttelt und die Geschäftswelt das Treiben der Herren Norton und Hart etwas schärfer beobachten läßt.“

Als der Arzt sich später von Frau Carlton verabschieden wollte, erklärte sie, ihm mit Yella zur Bahn begleiten zu wollen und auf dem Wege dorthin teilte Doktor Tracy der jungen Frau mit, er habe sämtliche Bankbedienstete als Zeugen dafür, daß Carlton die schweren Geschäftsbücher nicht unbemerkt habe weggeschaffen können, aufgerufen. „Der einzige, der dem Aufruf nicht Folge geleistet hat,“ schloß er, „ist der Nachtportier — er soll irgendwo auf dem Lande leben und ich wollte viel darum geben, ihn zu finden. Wenn Guy die Bücher zu irgend einem Zweck weggenommen hätte — ich sage ja nur wenn —“

„D Doktor Tracy, so wollen auch Sie zu unseren Feinden übergehen,“ rief Nora erblassend.

„Behüte Gott, Frau Carlton — ich sage ja nur, wenn Guy die Bücher zu irgend einem Zweck, etwa um Fälschungen anderer festzustellen, an sich genommen hätte, müßte dieser Portier darum wissen, denn bei Tage konnte es nicht geschehen sein.“ —

„Um — wäre es nicht denkbar, daß die Persönlichkeiten, die ein Interesse daran hatten, meinen armen, unschuldigen Gatten für anderer Schuld büßen zu lassen, den Portier entfernt hätten?“ frug Nora nachdenklich.

„O — den Herren Hart, Norton und Konsorten ist alles zuzutrauen,“ meinte Doktor Tracy finster; er schwieg eine Weile und dann, während Yella zurückblieb, um einige späte Wiesenblumen zu pflücken, hastig und leise: „Frau Carlton — ich hätte vielleicht schweigen sollen, denn indem ich Mitztrauen gegen Tom Norton in Ihrer Brust erregte, machte ich es Ihnen doppelt schwer, in seinem Hause, in seiner Nähe zu verharren. Und doch, selbst wenn Sie in der Lage wären, einen andern Zufluchtsort zu wählen, müßte ich Sie bitten, einstweilen davon abzusehen — wer weiß, ob es Ihnen nicht gelingt, früher oder später Indizienbeweise zu sammeln, die unserm Endzweck dienen — es ist keine leichte oder sympathische Aufgabe, die ich Ihnen zumute, und doch weiß ich, daß Sie nicht zaudern werden, alles, was in Ihren Kräften steht, zu tun — freilich wird es kaum übers Aufpassen und das Achten auf jeden noch so kleinen Umstand hinausgehen, allein wie mancher Bau muß aus lauter Steinen aufgeführt werden, und unser Zweck ist wenigstens ein guter, um nicht zu sagen, ein geheiligter.“ (Fortsetzung folgt.)

### Unsere Bilder.

Eine Frage. „Geh, Rätchen,“ sagte die Frau Bürgermeister Heinsius, während ein schelmisches Lächeln ihren Mund umspielte, „gib dem Herrn Hauptmann das Geleit bis zur Tür.“ Nachdenklich blickte sie sodann den beiden nach: „Ein stattlicher Mann, der Herr Hauptmann, und brav und goldtreu, der wäre ein Schwiegersonn so recht nach meinem Sinn. Möchte nur wissen, ob mein Rätchen ihm gut ist? Manchmal will es mir so scheinen. Zwar der Ratsherr Lüttgen wäre auch kein übler Freier, aber ich meine, sie scheidet den andern lieber.“ — Laufend bog Frau Wechtild den Kopf vor — was verhandeln die beiden denn noch dort zwischen Tür und Angel? — „Ihr habts ja recht eilig, Jungfer Katharina,“ klang eben des Hauptmanns Stimme im Vorzimmer; sich näher zu dem Mädchen beugend, fragte er in eindringlichem Tone: „Ist's wahr, Rätchen, was die Leute sagen?“ „Was sagen denn die?“ gab sie leise zurück und helle Blut stieg ihr ins Gesicht. — „Ich wollt Euch nicht gern fragen in der Mutter Gegenwart, aber jetzt — vielleicht gebt Ihr mir Auskunft — man sagt, Ihr würdet nächstens Hochzeit halten?“ — „Ei seht, pfeifen das die Spazier schon von den Dächern?“ — „Und man will auch wissen, mit wem? Den Ratsherrn Lüttgen sah man viel in Eurer Hause aus- und eingehen!“ — Von ihren Lippen klang fröhliches Lachen: „Was doch die Leute nicht alles wissen!“ — „Habt Ihr ihn gern, Rätchen?“ Seine dunklen, ehrlichen Augen forschten voll hanger Frage in den ihren. — „Nein,“ sagte sie leise, „den hab' ich nimmer gern! Und im übrigen — warum fragt Ihr mich darnach?“ — „Weil ich Gewißheit haben will, wie's um Euer Herz steht — denn ich habe Dich lieb, Rätchen, lange schon.“ — Mit beiden Händen umschloß er fest ihre bebende kleine Rechte, und als er, sie an sich ziehend, fragte, ob sie sein eigen sein wollte für alle Zeit, da sagte Rätchen nicht Nein. Im wunderschönen Monat Mai aber gab es wirklich eine Hochzeit im Städtchen.



Für die Armen betitelt sich die reizende Marmorgruppe von Georg Busch, die unwillkürlich die Wohltätigkeit des Beschauers anregt. Viel steckt der kleine Bursche ja nicht in die Sammelbüchse, aber auch der Pfennig hilft, wenn recht viel Seinesgleichen dazu kommen und der liebe Gott zieht nicht die Höhe der Gabe, sondern zuerst das gültige Herz in Betracht. Für die Armen beginnt jetzt zum Winter die schlimmste Zeit, deshalb den Beutel auf, Ihr begüterten Mitmenschen und folgt den beiden Kindern, indem Ihr auch Eurer Scherlein für die armen Mitbrüder opfert.

Eine „Parade aller Nationen“ in Coney Island. „Coney Island“ ist eine amerikanische Spezialität — ein „Massen-Seebad“, für das der Europäer in seiner Heimat keine Vergleichspunkte findet. Die südlich von Newyork gelegene Insel hat eine ständige Bevölkerung von mehr als 3000 Einwohnern, während der Besuch während der Badesaison auf mindestens 12 Millionen Menschen geschätzt wird. Der Strand ist von weißen feinem Sand bedeckt, der sich weithin auch unter dem Wasser ausdehnt und nur durch das häufige Vorkommen leerer Konservenbüchsen und sonstiger Newyorker Abfälle an seiner „Idealität“ etwas einbüßt. Das ganze vom Festlande losgelöste und vom Ozean umspülte Fleckchen Erde ist übersät mit Hotels, Restaurants, Konditoreien, Bierhäusern, Musik-, Schmuck- und Spielwarenläden, Hochbahnen, Musikpavillons, Karussells, Riesenschaukeln, Jahrmärktebuden aller Art und — Spielhöllen. Das Treiben, das sich da namentlich an schönen Sonn- und Festtagen, wenn die Newyorker nach diesem ihren Lieblingsausflugsort strömen, entwickelt, ist unbeschreiblich. Selbstverständlich strebt man auf Coney Island auch immer nach Originalität. Ein Konkurrent sucht den anderen durch phänomenale Veranstaltungen zu überbieten. So gibt es da ein Hotel in Form eines ungeheuren Elefanten — die Treppen führen in den Weinen empor — eine „Ruh“, die beständig gemolken werden kann — sie hat nämlich ein Gefäß in ihrem Innern, zu dem Milch zufließt, und die Euter sind künstliche Mechanismen — u. dgl. m. Zu den glänzenden Veranstaltungen der letzten Zeit gehörte die „Parade aller Nationen“, von welcher unser Bild einen Ausschnitt zeigt. Das Großartigste dabei soll übrigens die Tatsache gewesen sein, daß alle die Vertreter der zahlreichen Nationen, die da vorübermarschierten, echt waren. Jeder von ihnen konnte eine amtliche Beglaubigung über seinen Geburtsort vorweisen und sogar diese amtlichen Beglaubigungen sollen — echt gewesen sein. Die Zahl der Besucher Coney Islands an diesem Tage wurde auf mindestens 400 000 Personen geschätzt. An diesem Treiben findet selbstverständlich die vornehme amerikanische Welt keinen Gefallen, aber sie hat ja auch genug andere Seebäder an der Küste des Atlantischen Ozeans zur Verfügung. So Newyork, wo sich die Blüte amerikanischer Eleganz zusammenfindet — ein Ort, an dem ein einfacher Millionär sich schon nicht mehr recht behaglich fühlt — dann das lustige Longbranch, wo die Lebewelt, das Theater, die mittleren Schichten des Reichthums am stärksten vertreten sind, und andere mehr.

### ☞ Gemeinnütziges. ☜

**Korb- und Holzwaren aufzufrischen.** Man vermische Kopalspiritus mit Bernsteinlack, bei dunklen Körben füge man noch etwas braune Farbe hinzu, und bestreiche die Gegenstände damit. Gußeisen kann in gleicher Weise aufgefrischt werden.

### Inserat.

„Die auf meinem Hofe befindliche Kunstseilbahn ist in jeder Hinsicht vollkommen. Am Ende derselben ist extra ein Loch gegraben, in welches man, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, einbrechen kann.“

### Höchste Geschwindigkeit.

Ein hiederer Bewohner der Provinz empfängt zum erstenmale in seinem Leben ein Telegramm. „Schau Alte,“ ruft er seiner Frau zu, „wie fit doch so a Depeschen geht, die is so schnell von Stuttgart kommen, daß die Dinten noch ganz feucht ischt.“

### Kann schon sein.

Frau (Xantippe, zum Dienstmädchen): „Geh nur fort, Du undankbares Geschöpf, wirst schon sehen, ob Du wieder so ein gutes Plätzchen findest!“

Dienstmädchen: „Hab keine Angst, wer bei Ihnen zwei Jahr ausgehalten hat — kommt über- all unter!“

### ☞ Lustiges. ☜

#### Zarter Wink.



Junger Herr: „Ach, was Sie für reizende Kinderfingerchen haben, Fräulein!“

Fräulein: „Nicht wahr? Ja, meine Mama sagt auch immer: Für Dich wird der Verlobungsring mal nicht viel kosten!“

#### Mißverständnis.

„Auguste, ich sehe so oft einen Soldaten bei Dir in der Küche; das kann gefährlich werden.“  
„Ach nein, gnädige Frau, er legt ja seinen Säbel immer gleich ab.“

#### Entgegenkommend.

Weinreisender: „Aber so kaufen Sie mir doch endlich mal etwas ab, Herr Möller; ich lasse Ihnen, nur um Sie als Kunden zu bekommen, unsere Weine tatsächlich zu — Fabrikpreisen.“

#### Der folgsame Knabe.

Bei starkem Frost befindet sich auf dem Wege zur Schule ein kleiner Knabe, der so dicht in warme Sachen eingehüllt ist, daß man kaum seine Nasenspitze zu sehen bekommt. Ein Bekannter redet ihn daher mit den Worten an: „Nun wirst Du wohl nicht erfrieren, mein Sohn?“  
„Ne, nee! Ich darf ja nicht!“  
„So? warum denn nicht?“  
„Mama leid'ts ja nicht!“

### ☞ Nachtsch. ☜

#### 1. Räffelprüfung.

		geh	zwei	nur	an		
ber	er	vou	der	len	ben	sich	ein
lie	freud	fa	sich	in	sein	gen	lie
see	wort	bis	und	tra	schlie	mit	tob
und	de	len	gen	reß	den	uns	vom
wun	es	ein	fuß	glück	so	ßen	an
nie	leid	was	ba	ein	ein	er	not
muß	der	sich	und	sten	und	der	ganz

#### 2. Räffel.

Und wieder hab ich all die Zeit geharrt,  
Und wieder hat die Hoffnung mich genarrt!  
Der Traum ist aus, vorüber ist das Wort,  
Und — was das schlimmste ist — das Geld ist fort.

Gätt ich dafür gekauft doch allerhand!  
Wo jetzt der strenge Winter zieht ins Land,  
Fehlt mir das Räffelwort, doch umgestellt,  
Das mir die Wohnung traulich warm erhält.

#### 3. Kreuzräffel.

Werden die Zahlen durch die richtigen Silben ersetzt, so entstehen Wörter von folgender Bedeutung: 1 2 eine Waffe, 2 3 ein unduldsamer Eiferer, 4 2 ein Gewebe, 3 2 ein Philosoph der Neuzeit, 3 ein biblischer Name, 1 2 3 ein Held der Mittelhochdeutschen Dichtung.

#### 4. Synonym.

Wer mich sucht, der liebt den Streit,  
Findet Lust am Querulieren;  
Wer mich liebt, such Fertigkeit  
Früh und spät im Musizieren!

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.
2. Ausrachen, Schmalz, Sarkophag, Rembrandt, Unjamweh, Alhambra.
3. Suez — Zeus.